

LEBENS B I L D E R

■ GELMI JOSEF, *Maria Hueber (1653–1705)*. Eine der bedeutendsten Frauen Tirols. Athesia, Bozen 1993. (447, 129 Abb.). Geb.

Nach jahrelangen Vorarbeiten legt der Verfasser, der angesehene Professor für Kirchengeschichte an der Phil.-Theol. Hochschule Brixen, diese breit angelegte, sorgfältig recherchierte und engagiert geschriebene Biographie „einer der bedeutendsten Frauen Tirols“ vor. Für eine Persönlichkeit, von deren Wirken uns 300 Jahre trennen, darf die Quellenlage (vgl. 334–342) als relativ gut bezeichnet werden. Dennoch ist Gelmis Werk die erste wissenschaftlich fundierte Arbeit über Maria Hueber (1653–1705), die Gründerin in der Brixener Tertiarschwestern. Das hängt wohl auch mit den teilweise sehr schwer lesbaren zeitgenössischen Briefen zusammen, die eine Hauptquelle für das Buch darstellten. Besonders die fünf erhaltenen Briefe der Stifterin selbst, die optisch sehr schön wirken, sind alles eher als leicht zu entziffern.

Der Autor hat sich der großen Mühe unterzogen, ein möglichst genaues Lebensbild Maria Huebers zu rekonstruieren. Diese von ständigen Krankheiten geplagte Frau hat sich im Dienst an den anderen verzehrt (Dienstbotin, Pflege ihrer alten Mutter, Sorge um die Schwesterngemeinschaft) und gerade dadurch zu einer tiefen, mystisch geprägten Gottesliebe gefunden. Die zusätzlichen asketischen Übungen (Fasten, Tragen eines Bußgürtels etc.), die sie auf sich nahm, gehören zum Bild barocker Frömmigkeit. Zu den wichtigen Leistungen Maria Huebers zählt – neben der schon genannten Gründung der Tertiarschwestern (dieser Gemeinschaft gehören gegenwärtig über 550 Schwestern an) – die Errichtung der ersten unentgeltlichen Mädchenschule Tirols, die zeitlich schon lange vor der Mariatheresianischen Reform erfolgt. Das Leben der Stifterin wird nicht isoliert gesehen, sondern hineingestellt in den geographischen und zeitlichen Rahmen, der mit großer Liebe zum Detail nachgezeichnet und gewissenhaft belegt wurde. Die Darstellung selbst ist sehr flüssig geschrieben und wird immer wieder aufgelockert durch Originalzitate von köstlicher Ursprünglichkeit. Eine Schwierigkeit ergibt sich freilich für den Leser von heute; er begegnet einer uns vielfach fremd gewordenen Welt. Barocke Mentalität und Religiosität verliefen eben in anderen Bahnen als in den Perioden, die schon durch die Aufklärung hindurchgegangen sind. Vor allem die vielen, mystischen Bereichen angehörenden Phänomene können wir kaum mehr nachvollziehen. Als

Historiker sah es der Autor als seine primäre Aufgabe an, ein den Quellen entsprechendes Bild zu zeichnen. Das ist ihm trefflich gelungen. Der Leser wäre aber vielleicht dankbar gewesen, wenn noch ein Kapitel angefügt worden wäre, das eine Verständnishilfe geboten hätte für die angesprochenen mystischen Erlebnisse.

Das reiche Literaturverzeichnis und die vorzüglichen Abbildungen runden die Biographie nicht nur ab, sondern eröffnen auch neue Zugänge. Möge das Buch nicht nur die vediente Resonanz finden, sondern auch die angestrebte Seligsprechung Maria Huebers einen Schritt näherbringen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ WARGNY CHRISTOPHE, *Die Welt schreit auf, die Kirche flüstert*. Herder, Freiburg 1993. (188). TB. DM 24,80.

Seit einigen Jahren steht Jacques Gaillot, Bischof der kleinen französischen Diözese Évreux, im Mittelpunkt medialen Interesses nicht nur in Frankreich, sondern längst darüber hinaus. Der im traditionell bürgerlichen Milieu großgewordene und in seinem kirchlichen Werdegang lange Zeit eher unauffällige Priester, Theologe und Lehrer entwickelte sich seit seiner Ernennung zum Bischof (1982) zu einer Provokation.

So nimmt es nicht Wunder, daß die Einmischungen des heute 58jährigen in zahlreichen Dokumentationen, Selbstdarstellungen und publizierten Interviews ihren Niederschlag fanden. Seit 1990 erschienen erstmals auch deutschsprachige Übersetzungen: *Was für mich zählt, ist der Mensch* (Herder 1990), *Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts* (Herder 1990) und *Meine Freiheit in der Kirche* (Pustet 1991).

Das vorliegende Buch von Wargny unterscheidet sich von den genannten Werken insofern, als hier erstmals ein Buch über Gaillot vorliegt, das noch dazu von einem „Outsider“ (W. ist Sozialkritiker und Historiker und bezeichnet sich als Nicht-Christ) verfaßt wurde. Vor allem dieser Aspekt ist es, der die Lektüre interessant erscheinen läßt. Um was für eine Darstellung über das Wirken des Bischofs handelt es sich also? Ist es der Beginn einer „Gaillot-Hagiographie“? (W. Lesch) – Sicher nicht. Dazu fällt das Urteil doch zu differenziert aus.

Nach einer knappen Skizzierung der „Vorgeschichten“ (13–21: der aktuelle Konflikt; 25–38: die Jahre vor der Ernennung) zeichnet W. das Bild eines Bischofs, der zunächst durch einige spektakuläre Auftritte zunehmend die Neugier der Öffentlichkeit geweckt hatte: einzige Gegen-

stimme bei der Sanktionierung der atomaren Abschreckungspolitik durch die französische Bischofskonferenz; liberale Stellungnahmen zum katholischen Schulwesen und zu Fragen der Sexualmoral; engagierte Äußerungen zum Ausländerproblem und zur Apartheid; Eintreten für die Priesterehe u.ä. (vgl. 39–84). All dies versteht W. journalistisch packend zu erzählen, ohne dabei zu verschweigen, worin auch seiner Ansicht nach die letzte Quelle solchen Engagements zu suchen ist: nämlich in der Interpretation des Evangeliums im Sinne einer *Option für die Ausgegrenzten* (163): „Wie Charles de Foucauld ist er immer bereit, ... Menschen zu helfen.“ (114). In der Nachzeichnung der jüngsten Konfliktgeschichte (87–179) gelingt es dann W. recht gut, den eigenwilligen Charakter des umstrittenen Bischof in all den spannungsvollen Auseinandersetzungen mit Sympathie darzustellen. Bewunderung und Hochachtung sind dabei nicht zu überhören für einen Menschen, der schlicht, unkompliziert, aber kompromißlos für einen solidarischen Glauben eintritt. Nicht immer muß dabei auch Nähe („Es ist schwer, mit ihnen Schritt zu halten“, 150) oder Kritiklosigkeit („Warum trifft er seine Entscheidungen so oft allein?“, 99) im Spiel sein. Manchmal schließlich klingt Sorge durch: „Man stutzt dem Erzengel die Flügel: Gabriel darf keine x-beliebige Botschaft überbringen.“ (167) Daß die Botschaft, die Gaillot lebt und verkündet, keine x-beliebige ist, wird durch die Lektüre des Buches zweifellos erhärtet!

Linz

Alfred Habichler

LEXIKA

■ LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. Hg. von W. Kasper, mit K. Baumgartner, H. Bürkle, K. Ganzer, K. Kertelge, W. Korf, P. Walter. Zehn Bände und ein Registerband. Bd. 1: „A-Barcelona“. Herder, Freiburg 1993 (XVI + 703). Gesondert geliefertes Abkürzungsverzeichnis. Geb. Subskr. bis 31.12.1995: je Band DM 380,-; späterer Ladenpreis etwa DM 450,-.

In einer Zeit, die mittels Werbeslogans kommuniziert, dementsprechend auch alle Monate einen „grundsätzlich neuen“, für die Zukunft unverzichtbaren, weil die gesamte Forschung und die Kulturpolitik reorganisierenden Ansatz willkommen heißt, um diesen dann im nächsten Monat radikal zu vergessen, kann ein Werk dieser Größe nur noch mit stoßgebetsähnlichen Reaktionen wie: „Gott sei Dank“ und „endlich“, oder aber

der Qualifikation, es sei „die wichtigste Buchpublikation der Saison“ begrüßt und empfohlen werden. Dies gebietet schon der Anstand. Die Arbeitsleistung und auch der Mut der Herausgeber und des Verlages müssen gewürdigt werden, ihren Glauben, man könne das kirchliche, theologische und gesellschaftspolitische Leben der Gegenwart (und der Zukunft) auf diese Weise gestalten, darf man nicht von vornherein vom Tisch wischen.

Diese Haltung, die in den meisten Reaktionen auf das neue LThK zum Ausdruck kommt, speist sich aus zweierlei Quellen. Einerseits sind es die traditionellen Erwartungen an ein Standardlexikon, welches das LThK nun einmal im deutschen Sprachraum war, es möge die „ganze Fülle“ des für unsere Zeit relevanten Wissens an den Tag bringen; andererseits lebt die Hoffnung auf gute Lexika aus dem anscheinend nicht abschaffbaren Bedürfnis nach sinnvollen, nicht fundamentalistisch verkürzten Reduktionen unseres Wissens. Nun ist die in Frage kommende „Fülle des Wissens“ seit der letzten Redaktion zwischen den Jahren 1957 und 1967 aber quantitativ und qualitativ gewachsen. Das zweite Vatikanische Konzil und der Einbruch der Kontextualität in Kirche und Theologie zeichnen für den qualitativen Unterschied verantwortlich, und sie machen das nun zu bearbeitende Umfeld auch (oder gerade) für die Fachfrau und den Fachmann geradezu unüberschaubar. Schon das konzeptionelle Problem ist alles andere als einfach zu lösen. Was soll ein „Lexikon für Theologie und Kirche“ nun wirklich darstellen, und wodurch soll es sich von anderen unterscheiden? In der Zeit der ersten und auch noch der zweiten Redaktion war diese Frage einfach zu beantworten. Ob vom Wunsch einer an den Barock erinnernden katholischen Schau der Gesamtwirklichkeit getragen oder durch die Wahl der (katholisch/kontroversiellen) Stichworte oder auch der Autoren geprägt, das Lexikon war an einer klaren Abgrenzung „katholischer Identität“ interessiert. Solch eindeutige Grenzen der Katholizität und Kirchlichkeit sind nun verschwunden.

Trotzdem verhelfen sich die Herausgeber mit dem alten Raster der Stichworte. Sie ergänzen diese durch jene, die inzwischen „Theologie- oder Kulturgeschichte“ gemacht haben: ABC-Waffen, Abschreckung, Aggiornamento, AIDS, Alleinerziehende, Alte Menschen, Alternativbewegung, Amnesty International, Auschwitz u.ä. finden einen angemessenen Platz. Die Neuausgabe bringt auch all jene Begriffe, die es mit dem organisierten kirchlichen und politischen Leben zu tun haben, auf den letzten Stand; auch der Inhalt der großen theologischen und philosophischen Grundbegriffe läßt kaum zu wünschen